

Der Enterbte.

Roman von **Paul Blumenreich.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Heinz selbst kam sich gar nicht so sehr glücklich vor, denn er kämpfte doch um Anerkennung, um das höhere Ziel, etwas Rühmenswerthes zu leisten. Ihm war von jeher zu Muthe gewesen, als müßte er sich das Alles erst verdienen, was das Schicksal ihm bescheert. Harry dachte nicht daran, sich auch nur der Wohlthat seines Oheims würdig zu machen. Wer von ihnen also war der Glücklichere?

Aber Heinz hatte jetzt nicht Zeit, solchen Gedanken nachzuhängen. Eben traten ihm Graf und Gräfin Behrenberg mit ihrer Tochter Hilda entgegen. Das reizende Kind von damals hatte sich zu einer lieblichen, wenn auch zarten Jungfrau entwickelt, eine wunderschöne Blondine, duftig wie eine Elfe, sehr einfach in Weiß gekleidet. Die Gräfin sagte immer: Einfachheit sei ein Gebot für die Anmuth ihrer Tochter. Sie machte aus der Noth eine Tugend, es reichte eben nicht weiter.

Auch Hilda gratulirte dem erfolggekrönten Dichter mit ihrer sanften, süßen Stimme. Es war Alles ganz reizend gewesen und sie bis zu Thränen gerührt, und auch während sie das sagte, schimmerte es feucht in den blauen Madonnenaugen.

Man sah deutlich, wie es dem jungen Mann die Rede verschlug, wie die Worte des Mädchens all' den brausenden Jubel übertönten, der ihm heute Abend aus dem tausendköpfigen Publikum entgegengedröhnt hatte; sie waren ja der schönste Lohn für ihn.

Hilda lächelte sanft, sie wußte genau, wie arm und reich sie war. Reich genug, um durch ein paar Worte, durch ein Lächeln, durch einen Blick zu beglücken; arm, denn sie war jetzt zweiundzwanzig Jahre alt und sie begriff vollkommen, daß ihre Schönheit die einzige Hoffnung der Familie war. Diese ihre Schönheit mußte möglichst theuer verkauft werden, und sie wußte auch, daß es für ein Mädchen in ihrem Alter an der Zeit sei, zu heirathen. Während Heinz einige Dankesworte stammelte, trat eben Harry dazwischen, fast ohne das Absichtliche der Unterbrechung zu verbergen.



Das Auge des Gesetzes. (S. 147)

„Pardon, Komtesse," sprach er die junge Dame an, „Herr Professor Stein, der berühmte Maler der ‚Andacht', hegt keinen dringlicheren Wunsch, als Ihnen vorgestellt zu werden."

Hilda mußte sich zur Seite wenden, wo ein alter Herr einigermaßen verdutzt die gewöhnlichen Formalitäten einer Vorstellung über sich ergehen ließ. Gewiß, er hatte gar nicht daran gedacht, sich der jungen Dame bekannt machen zu lassen, aber Harry hatte die Sache improvisirt, sehr geschickt, so daß Niemand Einspruch erheben konnte. Ihm war es nur darum zu thun, Heinz und Hilda voneinander zu trennen. Er hatte gesehen, wie die Blicke der Beiden ineinander tauchten, und diese Blicke machten ihn rasend.

Zwar auch er hatte sich oft gesagt: „Du mußt eine reiche Frau heirathen!" Diese Erwägung fand man in seinen Kreisen selbstverständlich, und somit kam ja Hilda eigentlich gar nicht für ihn in Betracht. Aber Heinz, der schon Alles hatte, durfte nicht auch dieses reizende Weib besitzen. Und die Gefahr lag nahe. Viel zu häufig schon hatte er beobachtet, wie der romantisch gesinnte Vetter zusammenschauerte bei dem leise vibrirenden Klang von Hilda's Stimme. Er hatte auch Scharfblick genug, um zu erkennen, wie wenig Widerstand die arme Hilda der so verlockenden Verbindung mit dem Sohne des vielfachen Millionärs entgegenstellen würde.

Heinz merkte gar nicht, daß Hilda nur von seiner Seite hinweg manövrirt worden war. Eine andere, ältere Dame trat jetzt, da sich die Gratulanten

ein wenig verlaufen hatten, auf ihn zu. Er erinnerte sich, dies interessante Gesicht gestern, als er unbeobachtet der Generalprobe beiwohnte, gesehen zu haben. Sie bewegte sich mit freiem Anstand.

„Meine Tochter, Bertha Galetta, wünscht Ihnen zu danken für die Blumen, mit denen Sie sie erfreut haben. Sie steht ohnehin in Ihrer Schuld, da sie kaum eine bessere Debütrolle sich wünschen konnte, als die herrliche Idealgestalt in Ihrem Festspiel . . . Wir würden uns außerordentlich freuen, wenn Sie uns recht bald einmal besuchen wollten, Herr . . .“ hier stockte sie; sie wußte offenbar nicht, wie der junge Dichter hieß.

„Bergmann,“ ergänzte er, sich nicht ohne Verlegenheit verbeugend. Fräulein Galetta hatte schon auf der Probe seine Verse so reizend gesprochen, daß er sich für verpflichtet hielt, ihr einen Strauß zu senden. Aber er hatte auch hierbei seinen Namen nicht genannt; nur eine Karte: „Der dankbare Verfasser des Festspiels“ hatte er den Blumen beigefügt. Nun aber, da er erkannt war, mußte er Farbe bekennen. Er sah nicht, wie die Dame eben zusammenzuckte.

„Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau,“ sagte er, „aber ich war so hingerissen von dem warmen Vortrag . . .“

„Ich habe doch recht gehört: Bergmann — nicht wahr?“ fragte Frau Galetta, die seine Worte überhört zu haben schien. „Vielleicht der Sohn eines Herrn Heinrich Bergmann,“ fügte sie mit bebender Stimme hinzu.

„Ganz recht,“ antwortete Heinz, ein wenig verwundert, „kennen Sie meinen Vater?“

Sie schwieg einen Augenblick. Ihr großer, dunkler Blick schien das Bild des jungen Mannes ganz in sich aufnehmen zu wollen. Jetzt war es, als leuchtete es strahlend auf in ihrem ernsten Gesicht; gleich darauf aber preßte sie, wie in schmerzlichem Entsagen, die Lippen zusammen: „Nein — ich kenne ihn nicht!“

Merkwürdig! Was ging in der Frau vor? Wovon war sie so tief bewegt?

Sie schien jetzt aber schon wieder völlig gefaßt.

„Also — dürfen wir auf Ihren Besuch rechnen?“

„O, ganz gewiß,“ beeilte er sich zu versichern.

Und Frau Galetta verschwand im Gewühl, da eben das Glockenzeichen ertönte.

Heinz hatte eben nur noch Zeit, ein Glas Sherry herunterzustürzen; sein Vater nahm ihn unter den Arm. Der gute dicke Herr war heute ganz besonders stolz auf seinen Sohn. Er schritt auf einem Umwege nach seiner Loge, jeder neue Gruß bis dahin, jedes neue Kopfnicken machte ihm wieder Freude.

Komteß Hilda wollte noch ein wenig im Foyer bleiben, denn drinnen im Hause war es zu heiß: natürlich blieb auch die Mutter in der Konditorei; sie nahmen noch ein Stückchen Torte. Wie theuer hier Alles war! Fünfundzwanzig Pfennig für solch' ein kleines Stückchen! Ueberhaupt der ganze Theaterabend stürzte ihre Wochenrechnung um. Es war die höchste Zeit, daß ein reicher Schwiegersohn kam. Diesen Winter mußte die Sache zu Stande kommen. Mit welchen unsäglichen Sorgen kämpfte die vornehme Frau. Man hatte, um unnütze Ausgaben zu ersparen, kein Mobiliar hierher gebracht und bewohnte drei möblirte Räume, von denen einer als Salon benützt wurde, ein zweiter der Mutter und Tochter und das kleine Hinterstübchen dem Vater zum Schlafzimmer diente. Große Gesellschaft konnte man also schon wegen Mangel an Raum nicht bei sich sehen; man war somit entschuldigt, die vielerlei Einladungen nicht erwiedern zu können. Von der Pension des Grafen und dem kaum nennenswerthen Erträgniß seines überschuldeten Besitzthums mußte ein Sohn unterstützt werden, der eben erst die Epauletten bekommen. Für Hilda selbst konnte nur verhältnißmäßig wenig aufgewendet werden, und doch blieb sie die einzige Hoffnung der Familie.

In den letzten Wochen freilich wurde der Gräfin leicht um's Herz. Ihre Tochter gefiel dem Millionärssohn; man merkte, daß er seiner leidenschaftlichen Verehrung kaum noch Meister werden konnte. Es war eigentlich zu verwundern, weshalb er nicht ein Ende machte. Daß der junge Mann sich zunächst aus eigener Kraft eine Stellung zu machen wünschte, wäre ein Grund gewesen, den die Frau Gräfin niemals begriffen hätte.

Während die beiden Damen im Foyer saßen, gesellte sich auch Harry zu ihnen; auch er war nicht in seine Loge gegangen. Er verschlang das schöne Mädchen mit glühenden Blicken, schwankend zwischen Entzücken und Verzweiflung. Sie war eine Gräfin, er ein Baron; keine gesellschaftliche Schranke trennte sie, sie standen auf gleicher Höhe, trugen äußerlich den gleichen Rang zur Schau, und dennoch, er durfte dieses Mädchen nicht begehren, denn zwischen ihnen stand ungesehen und um so schmerzlicher empfunden die Armuth. Leute niederen Standes freilich finden darin kein Hinderniß, aber ein Baron Rothhausen konnte einer Komtesse Behrenberg, die keine Mitgift besaß, doch keine Bettlerexistenz bieten. Und er war ein Bettler, er lebte von der Gnade seines Onkels. Dieser Onkel, dessen Erbe er einst zu werden hoffte, dessen Erbe er geblieben wäre ohne jenen spätgeborenen Sohn, ohne jenen Heinz. O, wie er ihn haßte und beneidete! Er fühlte sich noch immer als der rechtmäßige Erbe von Rothhausen.

„Wie heiß es hier ist!“ rief Hilda. Ihre Wangen glühten fieberhaft. „Ich möchte einen Augenblick hinaustreten auf den Balkon.“

„Aber sei vorsichtig, Du hast heute schon mehrmals gehustet, Hilda,“ sagte die Mutter. Die junge Dame nahm ihre Schwanpelzboa um und begab sich mit Harry hinaus.

Der Balkon des Hauses blickt auf den Fluß, an dessen Ufern sich eben eine der vornehmsten Quaistraßen entwickelt hat. Hochstrebende Paläste, reich geschmückte Fassaden, und das Alles überfluthet von dem elektrischen Licht, das von der Kuppel des Theaters herab weit hinaus seinen Schein wirft. Unten in der Straße lebhafter Wagenverkehr; es war gegen acht Uhr, und überfüllte Pferdebahnen führten die aus den Geschäften Heimkehrenden vorüber. Droschken und Equipagen sausten vorüber, und in einer Entfernung von wenigen Schritten rollte in kurzen Unterbrechungen die Hochbahn dahin. Man hörte ihr dumpfes Getöse übrigens auch drinnen im Hause, nur hatten sich die Besucher dieses Theaters schon daran gewöhnt.

„Warum sprechen Sie gar nicht, Harry?“ fragte Hilda endlich den Baron.

„Weil ich nicht kann, weil's mich erstickt, weil ich Ihnen vielleicht nicht sagen darf, was mich erfüllt.“

Harry wagte nicht zu sprechen, preßte aber mit gieriger Leidenschaft die Hand der jungen Gräfin an die Lippen. Hilda entzog ihm sanft ihre Hand.

„Nein, Sie dürfen mir nicht sagen, was Sie fühlen,“ flüsterte sie, „thun Sie es um meinetwillen nicht.“

„Warum nicht?“ versetzte er leidenschaftlich, „sind Sie mir abgeneigt?“

„Das nicht, aber meine Eltern . . .“ die Stimme versagte ihr; er stampfte zornig auf.

„Natürlich, ich bin ja kein Erbe, und Niemand begreift, daß dieses Erbe mir einfach gestohlen worden ist. Freilich, die Hypothekenpapiere meines Herrn Onkels waren in Ordnung, das Gut gehörte materiell ihm. Aber er durfte mich nicht vertreiben, er mußte mich auf meinem Stammsitz belassen. Der Staat, die Aristokratie müßte solche Gewaltthat verhindern. Es ist empörend, daß die Hand des Bürgers sich ausstrecken darf nach unserem Besitz.“

Er stockte.

„Uebrigens, der Onkel würde mir ja mein Besitzthum zurückgeben, wenn . . .“ und wieder verschlug es ihm die Rede. „Wenn ich etwas erworben hätte,“ wollte er sagen. Aber er schwieg und Hilda schien ihm zuletzt nicht mehr gefolgt zu sein. Schon bei dem Worte „gestohlen“ war sie zusammengezuckt und leise zog sie sich von ihm zurück. Er merkte es nicht in seiner Leidenschaft.

Jetzt, da er stockte, fiel sie ein: „Gestohlen — das ist ein hartes Wort. Mit welchem Rechte gebrauchen Sie es? Wer hat Sie bestohlen?“

„Das wollte ich natürlich nicht so wörtlich aufgefaßt wissen,“ beeilte er sich, zu versichern. „Ich meine da eigentlich einen ganzen gesellschaftlichen Zustand.“

Er hatte gar nicht bemerkt, wie sich ihr feines Gesichtchen verändert hatte.

„Gibt es denn für Sie kein Heil, als in Rothhausen, das doch für Sie verloren ist?“

Er schwankte einen Augenblick; deutlich sah er, daß der Einfluß Heinz Bergmann's auf Hilda gewirkt hatte. Aber nein, er wollte er selbst bleiben! Mit unnachahmlichem Stolze sagte er: „Nein! Ich bin und bleibe Aristokrat, ein ehrlicher, der nicht paktiren will und mag! Mögen die Bergmanns und ihres Gleichen Geld anhäufen und arbeiten — ich fühle mich zu gut dazu. Ich nehme vom Schicksal nur eine standesgemäße Versorgung an — sonst lieber eine Kugel . . . Und auch Sie, Hilda, auch Sie sind eine Aristokratin, Sie sind ein Ausnahmswesen und zu einer Ausnahmsstellung geschaffen.“

Gewiß, auch sie fühlte sich als ein Wesen besserer Art. Aber es war ihr doch manches Mal gewesen, als ob auch andere, höhere Pflichten ihr und ihres Gleichen oblägen, wie sonst gewöhnlichen Sterblichen. Immerhin, sie war ein junges Mädchen, sie hörte es gern, daß er nun mit süßen Liebesworten auf sie eindrang, daß er ihre Schönheit pries.

„Diese Art von Schönheit ist den Bürgerlichen versagt,“ flüsterte er, „es ist unser Erbtheil seit Jahrhunderten, seit es einen bevorzugten Stand gibt! Und diesen Schatz irgend Einem aus dem großen Haufen hinwerfen, heißt die unanfechtbaren Rechte des Adels mit Füßen treten. Solch' eine Hand, Hilda, wie die Ihre“ — und er preßte einen glühenden Kuß auf ihr Handgelenk, da, wo es der Handschuh freiließ — „solch' eine Hand ist für keinen Bürgerlichen — für keinen Kaufmannssohn!“

Und er zog das keusche Mädchen an sich, das in seinem Arm erschauerte. Sie war streng, fast puritanisch erzogen; aber Harry war ein Gespiele ihrer Jugend und er hatte nicht ohne Grund darauf hingewiesen, daß er ihres Gleichen sei. So duldete sie, fast willenlos, die Vertraulichkeiten des hübschen, leidenschaftlich erregten Mannes. Er aber wurde heißer und kühner; ihren leisen Einwand, daß auch der Aristokrat erwerben müsse, was ihn beglücken sollte, erstickte er mit berückenden Versprechungen.

„Nur hoffen dürfen muß ich, dann ist mir der Himmel nicht zu hoch, um ihn Ihnen zu Füßen zu legen!“

Wie es so oft war, übte dieser junge Mann, dem die Welt ein leichtes Leben nachsagte, einen gewissen magischen Reiz auf sie aus. Er galt in seinen Kreisen als gefährlich, und es schmeichelte ihr schließlich doch, daß sie ihm gefiel.

Als er jetzt lebhafter, ungestümer drängte, wich sie wohl scheu zurück, aber sie war doch schon umgarnt.

„Es darf nicht sein,“ sagte sie leise; nur

ihr Händedruck ließ ihn merken, daß sie ihn mit Bedauern abwies.

„So lieben Sie mich ein wenig?“ fragte er in jähem Auflodern, ihrer Worte gar nicht achtend.

„Vielleicht,“ hauchte sie geängstigt, und in Eile drückte er einen Kuß auf ihre erglühenden Wangen.

In diesem Augenblick kam die Gräfin; sie hatte wohl nichts von der kühnen Werbung Harry's bemerkt. Die Drei kehrten in das Theater zurück.

Nun war die Vorstellung zu Ende. Das banale Modestück, welches man trotz der nationalen Feier aufgeführt hatte (der industrielle Direktor glaubte mehr als genug gethan zu haben, wenn er die Serie der Wiederholungen dieses Zugstückes durch ein geeignetes Festspiel unterbrach), hatte wie immer den Beifall der Frauen gefunden. Das kritischere Herrenpublikum belächelte diesen Erfolg.

Fast zu gleicher Zeit boten die beiden Vettern Hilda und deren Eltern ihre Begleitung an. Sie sah aus wie eine Prinzessin, die vorsichtig von den Herren ihres Hofes über die Stufen hinabgeführt wird. Daß ihr Ueberwurf ein klein wenig verschlissen war, bemerkte Niemand. Heinz sah sie mit einem schwärmerischen Blick an; Harry rief ihr halblaut ein scherzhaftes Wort zu. Einen Augenblick schwankte sie zwischen Beiden, dann nahm sie erröthend Harry's Arm. . . .

„Wollen wir noch ein bischen von Ihrem reizenden Festspiele plaudern?“ sagte die Gräfin taktvoll zu Heinz.

Der junge Bergmann verneigte sich dankend. Dennoch bäumte sich sein Innerstes auf. Mit verzehrender Leidenschaft nach Hilda blickend, führte er die Gräfin hinter jenem Paare her. Er sah es an der ganzen Haltung Harry's, wie dieser selig sich seines Triumphes bewußt war. O, dieser Mensch würde sich Hilda nicht entreißen lassen! Gewiß, er würde in seiner rücksichtslosen Denkweise Mittel und Wege finden, wie er zu Geld, zu Stellung gelangen konnte. Ihm, dem stillen Heinz, der mit inniger Sehnsucht nach ihr verlangte, ihm würde Harry sie nicht gönnen, und wenn es ein Verbrechen gälte!

7.

In einer eleganten Straße nahe dem Theater wohnte Frau Galetta mit ihrer Tochter. Straße und Haus waren freilich vornehm, aber die Wohnung lag vier Treppen hoch und bestand nur aus zwei möblirten Zimmern, an die ein Kämmerchen stieß. Ein kleiner Salon, ein gemeinsames Schlafgemach; im Nebenraum einiges Wirthschaftsgeräth, darunter ein Petroleumofen neuester Konstruktion, das war Alles. Aber man empfing den Eindruck einer wohlgeordneten kleinen Wirthschaft. Frau Galetta war viel geplagt; sie besorgte die ganze kleine Häuslichkeit, begleitete ihre Tochter zu den Proben und Vorstellungen und gab nebenbei dramatischen Unterricht. Bertha aber mußte sehr fleißig sein; sie hoffte ja darauf, Karrière zu machen.

Die Mutter mußte das lebhafte junge Ding streng im Zaum halten; sie lernte gern flüchtig und verließ sich auf den Augenblick, der ihr freilich nicht selten das Rechte eingab.

Bertha guckte eben wieder zum Fenster hinaus, anstatt in die Rolle, denn es hatte schon zehn Uhr geschlagen, und Herr Meunier, Frau Galetta's Schüler, mußte jeden Augenblick kommen. Eigentlich hieß er Müller, aber er hatte sich schon jetzt, noch ehe er die Bühne betrat, für einen Künstlernamen entschieden.

Die junge Galetta war ein schlankes, schönes Mädchen, dem Anschein nach noch nicht zwanzig Jahre, in Wirklichkeit schon etwas älter, mit feinen, für die Bühne fast zu feinen Zügen und dunklen Augen. Es war seltsam: Bertha war immer lustig und doch entschieden begabt für tragische Rollen. Ja, je tragischer, desto besser! Sie weinte beim Studiren, wenn recht traurige Stellen kamen.

Bisher hatte sie Glück gehabt; unter drei Bewerberinnen um die Parthie in dem Festspiel — die engagirte „erste Heldin“ war an einem chronischen Leiden erkrankt — war sie, Bertha, gewählt worden, obgleich die Anderen schon Ruf hatten und sie nicht. Der anwesende Dichter, dessen Namen man damals noch nicht kannte und der sich sonst so bescheiden verhielt, war lebhaft und warm für sie eingetreten. Sie hatte auch anfangs für Herrn Doktor Bergmann geschwärmt — man wußte jetzt, wie er hieß — aber da er nun gar nicht kam, obgleich er es der Mutter versprochen, grollte sie ihm. Frau Galetta hatte ihm nochmals geschrieben, worüber sich Bertha nicht wenig wunderte. Sonst pflegte doch die Mutter die jungen Herren ängstlich fern zu halten. Und gerade diesem öffnete sie sozusagen Thor und Thür!

„Er kann uns nützen,“ meinte die Mutter, „er steht sehr gut mit der Intendanz!“

„Ich will auch sehr liebenswürdig gegen ihn sein,“ versprach Bertha. Sie machte sich sonst nichts aus seiner Protektion, denn sie glaubte an die Sieghaftigkeit ihrer Person und ihres Talentes. Aber Herrn Meunier vielleicht konnte die gute Beziehung zur Intendanz nützen.

Herr Müller-Meunier war Volontär in einem Bankhause; ein noch sehr junger Mann, zweiundzwanzig etwa, aus guter, wohlhabender Familie. Aber er fühlte sich nicht wohl in seiner Bank. Seit jeher hatte es ihm im Sinne gelegen, einmal zum Theater zu gehen. Und das Festspiel von neulich, das eigentlich nichts war als ein Weckruf an die sinkende Liebe zur Kunst, hatte seine Begeisterung vollends entflammt. Er hatte ja gesehen, welchen schönen Erfolg die hier noch ganz unbekannte Bertha Galetta hatte. Wenn man das doch erreichen, so mit einem Sprunge hineingerathen könnte mitten in das ersehnte Wunderland! So hatte er sich der Frau Galetta vorgestellt, hatte ihr Alles anvertraut. Er wollte zunächst ohne Wissen seiner Familie und seines Chefs Unterricht nehmen — in Stunden, die er sich heimlich abstahl, und erst, wenn er mit Erfolg die Bühne betreten hatte, wollte er sein Geheimniß preisgeben.

Frau Galetta hielt sonst, wie gesagt, junge Männer möglichst fern, aber diesen gut zahlenden Schüler durfte sie nicht abweisen.

Jetzt kam er, wie immer, athemlos.

„Ich habe mich wieder schauderhaft beeilen müssen! Sie glauben es nicht, aber ich kann leider zu schwer abkommen! Deshalb auch habe ich mich heute verspätet — bitte um Entschuldigung.“

Die Damen saßen eben beim Frühstück, zu dem er eingeladen wurde; er hatte natürlich vor Eile nicht gefrühstückt. Es war wohl nur ein einfaches Mahl, Eier und Butterbrod, ein Gläschen leichten Weines dazu, aber Alles war zierlich und appetitlich hergerichtet.

„Es ist zu bewundern, wie vortrefflich Sie sich auf das Alles verstehen, welch' ausgezeichnete Wirthin Sie sind, Frau Galetta,“ sagte Meunier, mit dem Hunger der Jugend zugreifend. „Da behaupte man noch, die Schauspielerinnen seien nicht häuslich!“

„Die Noth, mein lieber Herr Meunier, nur die Noth bringt das zuwege! Ich habe sehr schwere Zeiten durchgemacht . . .“ meinte seine Lehrerin. Sie verfärbte sich ein wenig, dann fuhr sie mit einem Blick auf ihre Tochter fort: „Bertha weiß nichts davon — es kam dann besser; aber das Wirthschaften, das habe ich gründlich gelernt.“

„Sei nur gut, Ma'chen,“ tröstete Bertha, „habe nur noch ein bischen Geduld! Ich bin ja nun engagirt und von jetzt ab hoffe ich allein so viel zu verdienen, wie wir Beide brauchen.“

Die Stunde begann. Meunier hatte gute Stimmmittel und Figur, das ließ sich nicht leugnen; die Vasen klirrten leise, wenn er loslegte. Bertha fiel manchmal ein und recitirte die Liebhaberin; dann spielten Beide vortrefflich, mit glänzenden Augen und feuriger Rede. Die Mutter sah das an und — seufzte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Auge des Gesetzes.

(Mit Bild auf Seite 145.)

Mit einer selbstverfertigten Angelruthe zu fischen, ist ein Vergnügen, das den Stadtkindern höchstens einmal in der Sommerfrische geboten wird. Dort soll daher die Gelegenheit von den beiden Bürschchen auf unserem Bilde S. 145 auch trotz der Warnungstafel schleunigst ausgenützt werden, aber das Auge des Gesetzes, verkörpert in dem alten invaliden Gemeindediener, wacht. Schon steht er hinter dem Abhange und beobachtet die beiden Uebelthäter. Sie sind entdeckt, aber schlimm wird die Sache wohl nicht werden. Den Alten überschleicht ein menschliches Rühren beim Anblick der jungen Städter, die sich hier nach ihres Herzens Wünschen erlustigen; er wird sich für diesmal mit ein paar kräftigen Wörtlein und der Wegnahme der Angelruthe begnügen.

Die Teufelskanzel im Kaisergebirge.

(Mit Bild auf Seite 148.)

Das Kaisergebirge zwischen dem Inn und dem Achenthal läßt sich am bequemsten von Kufstein aus besuchen. Ein reizender Aussichtspunkt ist die sogenannte Teufelskanzel (siehe unser Bild S. 148), die man erreicht, indem man über Sparchen in's Kaiserthal wandert bis zum dritten Kaiserhof, von wo ein Waldweg in einer halben Stunde zu diesem romantischen Felskegel hinführt. Dieser kecke Felsenzahn des Hinterkaisers war früher unersteiglich, jetzt hat man einen luftigen Holzsteig hinaufgeführt. Von oben hat man eine prächtige Fernsicht. Der Blick schweift über das zu Füßen liegende fruchtbare Thal, in dem der Inn reißend dahinströmt, und über die Vorberge der bayerischen Alpen bis hinaus in's Flachland, dessen Grenze sich gewöhnlich im blauen Nebel verliert.

Ein gefährliches Wort.

Erzählung von **Karl Hannemann.**

1.

In die Abendgesellschaften, welche Josephine, die Gemahlin des ersten Konsuls Bonaparte, in Malmaison zu veranstalten pflegte, und an welchen die berühmtesten Männer des damaligen Frankreichs Theil nahmen, war auch ein junger Sprachgelehrter, Namens Boiste, eingeführt worden. Sein tiefes Wissen, gepaart mit Bescheidenheit, erwarb ihm schnell die Gunst Josephinens. Auch der mächtige Polizeiminister Fouché war ihm anfangs gewogen. Allein bei Gelegenheit eines Wortgefechts zwischen dem berühmten Hellenisten Boissonade und Fouché über das Wort „Cabale“ zog sich Boiste das Mißfallen Fouché's zu, was für den Gelehrten unangenehme Folgen haben sollte.

„Ich denke, meine Muttersprache mindestens so gut zu verstehen, wie jeder der hier anwesenden Herren Gelehrten,“ rief Fouché gereizt aus. „Und wenn ich behaupte, daß Cabale kein französisches Wort ist und seine Entstehung Karl's II. von England berüchtigtem Ministerium Clifford-Ashley-Buckingham-Arlington-Lauderdale verdankt, wird diese Thatsache kein Vernünftiger in Abrede stellen.“

„Dennoch erlaube ich mir, Ihre Behauptung zu bestreiten, mein werther Herr Polizeiminister,“ erwiederte Boissonade spöttisch. „Daß durch Zusammenstellung der Anfangsbuchstaben der Namen jener fünf Minister das Wort Cabale entstanden sei, ist nur die Erfindung eines

witzigen Kopfes; die französische Sprache kannte es schon, als jene Minister noch nicht geboren waren."

„So!" rief Fouché höhnisch; „und welcher große Gelehrte hat uns denn damit bereichert?"

„Das zu ergründen dürfte der Polizei, die ja Alles zu entdecken vermag, doch nicht so schwer fallen," entgegnete Boissonade. „Meine Studien haben mich nur darauf geführt, daß es sicher jüdischen Ursprungs ist und dort ‚Geheimlehre', ‚geheime Rotte' bedeutet. Denn das Wort ‚Kabbala' wird Ihnen doch ohne Zweifel bekannt sein?"

„Und Sie, Herr Boiste," wandte sich Fouché jetzt zu dem Grammatiker, der bisher schweigend dem Streite zugehört hatte, „wie denken Sie über das Wort? Sie haben denselben sicher schon ebenfalls nachgeforscht?"

„Ich kann Herrn Professor Boissonade nur beipflichten," antwortete der Angeredete, „um so mehr, als es bereits Lucian 1652 für ‚geheime Ränke', ebenso Molière wenige Jahre später angeführt hat."

„Ah!" rief Josephine, die mit Aufmerksamkeit dem Wortstreit gefolgt war. „Ich erinnere mich jetzt auch, im Molière das Wort gelesen zu haben. Doch bitte, Herr Boiste, fahren Sie fort; man hört Ihnen gern zu. Sie sehen, auch mein Mann ist ganz Ohr."

Der Grammatiker verneigte sich bescheiden. „Da die erwähnten Schriftsteller sich des Wortes bedient haben," begann er wieder, „mußte es doch auch in unseren Wörterbüchern vorhanden sein. Ich forschte also weiter und fand es in Monnet's Dictionnaire vom Jahre 1636 durch ‚Komplott' erklärt. Endlich gelangte durch einen glücklichen Zufall ein Exemplar des so seltenen Werkes von Jacques Dubois in meinen Besitz. In diesem ältesten, vom Jahre 1530 datirenden Wörterbuch unserer Sprache war das Wort durch ‚Geheimlehre', ‚heimliche Ränke', ‚geheime Rotte', ‚Komplott' erklärt. Das ist aber auch alles, was ich über das Wort ‚Cabale' zu erforschen vermochte."

Die Teufelskanzel im Kaisergebirge.
Nach einer photographischen Aufnahme von Anton Karg in Kufstein. (S. 147)

„Es genügt, und ich danke Ihnen im Namen Aller, lieber Herr Boiste," sagte Bonaparte freundlich.

„Ich mache Ihnen mein Kompliment," flüsterte Boissonade Boiste zu, während Beide zur Seite traten. „Sie haben mich glänzend unterstützt und sich außerdem bei Bonaparte in Gunst gesetzt, Fouché hingegen eine Niederlage bereitet, die er Ihnen schwerlich verzeihen wird."

„Aber er forderte mich doch selbst auf, meine Meinung darüber abzugeben," wandte Boiste ein.

„Er würde das nicht gethan haben, wenn er nicht fest darauf gerechnet hätte, Sie würden mich widerlegen und ihm Recht geben. Das Gegentheil hat ihn bitter enttäuscht. Hüten Sie sich also vor ihm!"

„Was könnte er denn gegen mich, der sich nur um seine Bücher kümmert, unternehmen?"

„So lange Sie der Günstling des Konsuls und seiner liebenswürdigen Gemahlin sind, vielleicht nichts. Bauen dürfen Sie freilich auf diesen glücklichen Umstand nicht. Fouché ist ein schlauer Fuchs und versteht es, seinen Gegnern Fallen zu stellen. Vor allen Dingen seien Sie vorsichtig in Ihrem Briefwechsel; denn Sie können darauf rechnen, daß fortan kein Brief von Ihnen abgeht oder in Ihre Hände gelangt, den nicht zuvor Fouché's Spione gelesen haben."

Humoristisches.

Vorschläge zu einer praktischen Verwendung des chinesischen Zopfes.

Gar Manches scheint im Orient
Befremdlich, weil man es nicht kennt.

So ist der Zopf uns des Chinesen
Ein Räthsel immerdar gewesen.

Doch wie er praktisch in der That
Verwendbar ist, zeigt dieses Blatt.



„Ich danke Ihnen, Herr Professor, und werde Ihren gütigen Rath befolgen.“

Damit endete das Gespräch der beiden Gelehrten; denn Boiste wurde zu Bonaparte's Gemahlin beschieden.

Inzwischen hatte Napoleon sich zu dem in einer Fensternische lehnenden, vor sich hinstarrenden Polizeiminister begeben und betrachtete ihn einige Augenblicke schweigend. Dann sagte er in einem Tone, aus welchem deutlich die Schadenfreude herausklang, die er über Fouché's Aerger empfand: „Nun, lieber Fouché, warum so verdrießlich? Es mag freilich nicht angenehm für Sie sein, daß der kleine Boiste Sie nöthigte, die Waffen zu strecken. Ja, ja, wenn sich die hohe Polizei auf's Gebiet der Sprachforschung begibt, läßt sie ihr sonst sehr feines Spürtalent im Stich.“

„Man kann Vieles, aber nicht Alles, Herr Konsul,“ erwiederte der Angeredete verbissen. „Ich hätte mich mit diesen Bücherwürmern nicht abgeben sollen.“

„Das ist es, was ich meine. Sie haben sich auf ein Gebiet begeben, das Ihnen fremd ist.“

„Nur zum Theil. Sprachforschungen gewisser Art gehören sogar zu meinen Amtspflichten. Ich hoffe, Ihnen davon noch einen Beweis zu liefern.“

„In der That?“ versetzte Bonaparte spöttisch. „Wenn ich Ihnen rathen soll, so suchen Sie nicht auf sprachlichem Gebiet Ihre Eigenschaft als Polizist zu bethätigen, wenigstens nicht Boiste gegenüber, der mir ein heller Kopf zu sein scheint. Lassen Sie sich an dieser einen Niederlage genügen.“

In diesem Augenblick meldete ein Diener dem Polizeiminister, ein Beamter wünsche ihn in Dienstangelegenheiten zu sprechen. Froh, seinen Aerger vergessen zu können, verabschiedete Fouché sich von dem Konsul mit der Bemerkung, daß er Amtsgeschäfte halber gezwungen sei, Malmaison sofort zu verlassen.

Als der Konsul zu seiner Gemahlin trat, fand er sie in eifrigem Gespräch mit dem Grammatiker.

„Weißt Du, Napoleon, daß ich Herrn Boiste soeben eine wissenschaftliche Arbeit übertragen habe?“ wandte Josephine sich sogleich zu ihrem Gatten.

„Und was ist das für eine?“ fragte dieser.

„Ich fragte den Herrn, ob er nicht ein französisches etymologisches Wörterbuch herstellen wollte, da es doch thatsächlich an einem guten derartigen Werke fehlt.“

„Aber diese Arbeit erfordert Jahre, und Bürger Boiste dürfte kaum Zeit haben, neben seinen grammatikalischen Studien ein solches Werk zu unternehmen.“

„O doch!“ rief Josephine lebhaft. „Herr Boiste hat bereits zugesagt und wünscht nur Deine Genehmigung.“

„In der That, Bürger?“ wandte Bonaparte sich an den bescheiden zurückgetretenen Grammatiker. „Nun, diese haben Sie, und es soll mich freuen, bald wieder von Ihnen zu hören,“ fügte er mit gnädigem Kopfnicken hinzu.

Mit einer ehrerbietigen Verbeugung verabschiedete der Gelehrte sich von dem Konsul und dessen Gemahlin und verließ, nachdem er noch mit Boissonade über den ihm ertheilten Auftrag gesprochen, bald darauf die Gesellschaft.

Auf der Fahrt nach seiner Wohnung entwarf er bereits den Plan zu seinem Werke. Er verhehlte sich nicht, daß die Ausführung mit großen Schwierigkeiten verknüpft sein und all' seine Arbeitskraft, all' seinen Fleiß beanspruchen würde. Aber er war ein tüchtiger Sprachgelehrter und an emsiges Arbeiten gewöhnt. Gleich am nächsten Tage wollte er die Quellenstudien zu seinem Werke beginnen. Und wie würde er es betiteln: „Wörterbuch der französischen Sprache“? Nein, „Panlexikon“ sollte es heißen.

2.

Seit jenem Abend in Malmaison waren drei Jahre verflossen. Fouché hatte keine Gelegenheit gefunden, sich an Boiste zu rächen, denn dieser hatte nicht den geringsten Anlaß gegeben, der ein Einschreiten gegen ihn hätte rechtfertigen können; zudem erfreute er sich des aufrichtigen Wohlwollens Bonaparte's, der sich häufig nach dem Fortschreiten des Wörterbuchs erkundigen ließ. Ja, Letzterer hatte Fouché empfohlen, gegen den Gelehrten jede Rücksicht zu beobachten und ihm auch Betreffs seines Briefwechsels nichts in den Weg zu legen. So hatte denn Fouché sich darauf beschränken müssen, seine Vertrauten zu beauftragen, Boiste und sein Thun und Treiben sorgsam zu überwachen. Vielleicht fand sich doch einmal eine Blöße, wo er zu fassen war. Dieser hingegen hatte inmitten seiner Studien ganz vergessen, daß er sich den mächtigen Polizeiminister zum Feinde gemacht hatte.

Inzwischen hatte Bonaparte Frankreich zum Kaiserreich erhoben und sich selbst auf den Thron geschwungen. Um seine Stellung zu befestigen, belohnte er seine Anhänger mit Auszeichnungen, so auch Boiste, dem er ein Jahrgehalt von viertausend Franken verlieh und ihn zum „Grammatiker und Lexikographen des Kaisers“ ernannte, ein Auszeichnung, auf die der Gelehrte mit Recht stolz sein durfte, denn er hatte sie verdient.

Als Fouché dies erfuhr, sagte er ingrimmig zu seinem Vertrauten Gadin: „Ich sehe wohl, ich muß meine Rache gegen diesen Federfuchser aufgeben. Napoleon hat einen Narren an ihm gefressen!“

„Das macht nichts,“ lächelte Gadin. „Ich lasse ihn nicht aus den Augen, und es wäre doch wunderbar, wenn ich ihm nicht ein Bein stellen könnte.“

Dieser Augenblick sollte in der That kommen. —

Es war acht Uhr Morgens am 2. April 1804. Doktor Boiste hatte am Abend vorher den letzten Korrekturbogen seines „Panlexikons“ in die Druckerei gesandt und sich mit dem Gefühl tiefster Befriedigung zur Ruhe begeben.

Das Geräusch von Stimmen erweckte ihn. Verwundert blickte er auf und fuhr, seine Lagerstatt von Gendarmen umringt sehend, jäh in die Höhe.

„Meine Herren,“ rief er, „was wollen Sie hier? Sie irren sich jedenfalls!“

„Wohl kaum, wenn Sie der Doktor Boiste sind,“ antwortete ein Gendarm.

„Der bin ich allerdings.“

„Nun also! Dann ist die Sache in Ordnung. Wir sollen Sie verhaften. Hier ist der Befehl!“

Der Gendarm hielt dem Gelehrten ein Papier vor die Augen. Dieser schüttelte verwundert den Kopf, erhob aber keine weitere Gegenrede und kleidete sich schnell an.

Zwanzig Minuten später befand er sich vor der Bastion von Vincennes, nachdem er unterwegs vergebens über den Grund seiner Verhaftung nachgedacht hatte. In der Kanzlei des Gefängnisses für politische Verbrecher angelangt, hoffte er ihn zu erfahren.

„Verzeihen Sie, mein Herr,“ redete er den Beamten an, „man hat mich soeben aus dem Bett geholt und hierher gebracht. Meine Verhaftung muß auf einem Irrthum beruhen; denn ich bin mir keines Vergehens bewußt. Es ist vielleicht Niemand Seiner Majestät ergebener als ich. Haben Sie die Güte, mir die Ursache meiner Verhaftung mitzutheilen.“

„Sie ist im Interesse der öffentlichen Sicherheit erfolgt,“ antwortete der Kanzleivorsteher kalt.

„Im Interesse der öffentlichen Sicherheit?“ wiederholte Boiste verdutzt. „Und darf ich Sie bitten, mein Herr, mir zu sagen, wer meine Verhaftung verfügt hat?“

„Dazu bin ich außer Stande; mir ist darüber nichts bekannt,“ erwiederte der Beamte, indem er eine vor ihm stehende Glocke ergriff und läutete.

Zwei Gendarmen traten ein, führten Boiste über einen Hof in ein vergittertes Gemach, das nichts als ein Feldbett, einen Schemel und einen Wasserkrug enthielt, und überließ ihn hier seinem Schicksal.

Ein Tag nach dem anderen ging hin, ohne daß der Gelehrte etwas über die Ursache seiner Verhaftung erfuhr. Eines Tages klagte er dem Schließer sein Leid. Dieser rieth ihm, eine Beschwerde einzureichen und versorgte ihn zu diesem Zwecke mit Schreibmaterialien.

Der arme Gefangene machte sich sogleich an die Arbeit des Briefschreibens. Er schrieb an alle Personen, die, wie er wußte, Einfluß bei dem Kaiser hatten, an alle seine Bekannte, und bat sie, sich für ihn zu verwenden. „Ich weiß nicht, wessen man mich anklagt,“ schlossen alle seine Briefe, „denn mein Gewissen macht mir keine Vorwürfe. Habe ich dennoch gefehlt, so bitte ich, mir mein Vergehen zu nennen, damit ich mich rechtfertigen kann.“

Ob alle diese Briefe an ihre Adresse gelangten, hat Boiste nie erfahren; er erfuhr nur, daß drei Personen, an die er geschrieben, verreist waren: Diderot, de Vailly und Boissonade. Als Letzterer von seiner Orientreise zurückkehrte und den bereits zwei Monate alten Brief seines unglücklichen Kollegen vorfand, eilte er damit sofort zu dem bei Napoleon in großem Ansehen stehenden Marquis de Fontanes. Dieser überbrachte dem Kaiser den Brief.

Napoleon las das Schreiben, und seine Stirn umwölkte sich. „Das ist Fouché's Werk!“ rief er. „Er soll mir Rede stehen!“

Er ließ den Polizeiminister kommen, überreichte ihm den Brief und fuhr ihn an: „Was ist es mit diesem Schreiben, Herzog? Ich habe doch dessen Verfasser ausdrücklich Ihrem Schutze empfohlen.“

„Sire,“ antwortete Fouché, nachdem er den Brief gelesen, kopfschüttelnd, „ich bin mir nicht bewußt, gegen Euer Majestät Befehl gehandelt zu haben und erhalte erst durch diese Zeilen Nachricht von Herrn Boiste's Verhaftung.“

„Dann hat diese einer Ihrer Beamten verfügt, und Sie, Herr Herzog, haben den Befehl ungelesen unterzeichnet.“

„Verzeihen Sie, Sire,“ erwiederte Fouché gekränkt, „ich lese jeden Befehl, ehe ich ihn unterzeichne. Gestatten Euer Majestät, daß ich den Präfekten rufe.“

Der Präfekt erschien. Auch er wußte nichts von der Angelegenheit und ließ seinen Abtheilungschef rufen, der sich wieder auf seinen Bureauvorsteher berief. Bei allen Beamten das gleiche Resultat.

Fouché ward zwar gnädig von Napoleon entlassen, ihm aber bedeutet, der fatalen Sache nachzuforschen und dann unverzüglich Bericht zu erstatten.

„Zum Teufel mit diesem Federfuchser!“ murmelte Fouché grimmig, als er nach seinem Bureau zurückkehrte; „es ist nun das zweite Mal, daß er mir Unannehmlichkeiten bereitet. Aber neugierig bin ich doch, wer und was ihn in's Gefängniß gebracht hat.

Der Herzog gab sich die größte Mühe, die Spur des gegen Boiste erlassenen Haftbefehles aufzufinden. Nach drei Tagen eifrigen Nachforschens entdeckte er endlich das unglückliche Aktenstück bei einer Censurbehörde. Diese hatte die Verhaftung verfügt auf Grund der Denunziation eines ihrer Beamten, der Boiste beschuldigte, den Kaiser einen Plünderer und Räuber genannt zu haben. „Indem ich für die Richtigkeit meiner Anklage einstehe und sie

mit meinem Amtseid bekräftige, verpflichte ich mich, die erforderlichen Beweise beizubringen, sobald das Verfahren gegen Boiste eingeleitet wird. Gadin."

So lautete die Denunziation, der die oberste Censurbehörde folgende Bemerkung beigefügt hatte:

„Wir haben keinen Grund, die Angaben des Censors Gadin anzuzweifeln, da er seit seiner Amtsführung sich stets als ein arbeitsamer und gewissenhafter Beamter erwiesen hat. Daraufhin ist unsererseits die sofortige Verhaftung des Grammatikers Doktor Boiste angeordnet worden."

„Ah, Gadin hat mir in seinem Eifer, mir zu dienen, eine hübsche Suppe eingebrockt," murmelte Fouché mit halb ärgerlichem Lachen, in dem sich zugleich eine gewisse Befriedigung aussprach. „Hm, er muß doch seiner Sache sicher sein, er würde sonst nicht gewagt haben, eine solche Beschuldigung gegen diesen Boiste auszusprechen. Aber warum hat er nicht sofort dafür die Beweise beigebracht? Der Kaiser wird sie fordern. Mag sich Gadin selbst aus der Klemme ziehen, ich werde mich hüten, mir abermals eine Blöße zu geben."

Damit begab er sich zu Napoleon und legte ihm das Aktenstück vor.

„Wahrhaftig!" rief der Kaiser stirnrunzelnd, nachdem er es gelesen, „das ist eine schwere Beschuldigung. Aber ich mag nicht daran glauben, denn wo und wann soll Boiste die erwähnten Ausdrücke gebraucht haben? Die Denunziation gibt darüber keine Auskunft. Forschen Sie nach, Herzog, ich muß es wissen."

Fouché begab sich nach der Censurbehörde, erfuhr aber hier, daß der Censor Gadin verreist sei und erst in einigen Tagen zurückkehren würde. Der Polizeiminister entschloß sich nun kurz, sich an den Gefangenen selbst zu wenden.

3.

Es war am 10. Dezember 1804.

In die Zelle, in welcher sich Boiste befand, drang der erste Schein des anbrechenden Tages.

Der Gefangene schlief noch, als der Schließer die Thür öffnete und über die Schwelle trat.

„Guten Morgen, Herr Doktor," sagte er, indem er sich seinem Pflegebefohlenen näherte.

Dieser fuhr jäh empor. „Guten Morgen, Meister Pierre," erwiederte er. „Habe ich mich verschlafen oder kommen Sie zeitiger, als es Ihre Gewohnheit ist."

„Ich komme etwas früher, weil ich Sie um neun Uhr in die Kanzlei führen soll."

„Ah, man will mich vermuthlich verhören! Gut, ich werde also endlich erfahren, wessen man mich anklagt. Ich begann in der That bereits zu verzweifeln."

„Es scheint, Ihre Sache kommt endlich in Fluß. Jedenfalls kommen Sie nicht wieder unter meine Obhut, und darum bitte ich Sie, Ihr Frühstück bei mir einzunehmen."

„Herzlichen Dank, Meister Pierre," rief Boiste gerührt. „Wenn es Ihnen beliebt, ich bin fertig."

Der Wärter führte seinen Gefangenen in seine Dienstwohnung und stellte ihm seine aus Frau und zwei erwachsenen Töchtern bestehende Familie vor. Die Herzlichkeit, mit der ihm hier begegnet wurde, berührte ihn auf's Angenehmste. Besonders machte das kindlich offene Wesen Aimée's, des Schließers ältester Tochter, tiefen Eindruck auf Boiste, und als er nach einer Stunde von Pierre zum Aufbruch aufgefordert wurde, bedauerte er im Stillen, von dieser ihm so schnell lieb gewordenen Familie scheiden zu müssen.

Der Wärter geleitete den Gelehrten in die Kanzlei, wo ihn zwei Gendarmen erwarteten, die ihn über den Flur und den Außenhof der Bastion zu einem verschlossenen Wagen führten. Dieser hielt nach einer Fahrt von kaum fünfzehn Minuten. Boiste mußte aussteigen und wurde in ein im ersten Stockwerk belegenes Gemach geführt, in welchem sich zwei Personen befanden, der Marquis de Fontanes und Fouché.

„Ah, Herr Boiste," redete Fouché den Gelehrten an, „wissen Sie, weshalb ich Sie zu mir bescheiden ließ?"

„Vermuthlich wollen Euer Excellenz mich einem Verhör unterwerfen," antwortete der Grammatiker.

„Ganz recht. Zuvor aber wünsche ich von Ihnen die Ursache Ihrer Verhaftung zu erfahren."

„Von mir? Excellenz werden diese doch besser kennen, als ich, dem man nur gesagt hat, daß meine Verhaftung im Interesse der öffentlichen Sicherheit verfügt worden sei."

„Sie irren, mein Herr, wenn Sie mich dafür verantwortlich machen. Mir ist die Ursache Ihrer Verhaftung ganz unbekannt. Sie kennen sie also nicht?"

„Nein, Excellenz, ich weiß mich keines Vergehens schuldig."

„Sie sind auf die Denunziation einer Censurbehörde verhaftet worden wegen eines Attentats auf Seine Majestät."

Boiste fuhr zusammen. „Wie, Herr Herzog? Ein Attentat? Ich?" rief er mehr erstaunt als bestürzt.

„Lesen Sie selbst, mein Herr," sagte Fouché trocken und reichte dem Gelehrten die Denunziation hin.

Dieser überflog die Schrift. „Und ist das Alles, was man mir zur Last legt?" fragte er lächelnd.

„Wie? Nur dies?" wiederholten erstaunt fast gleichzeitig Fontanes und der Herzog.

„Ich hoffe," fügte Ersterer hinzu, „es liegt ein Irrthum vor."

„Im Gegentheil; es ist die Wahrheit."

„Die Wahrheit? Sie gestehen ein, den Kaiser einen Plünderer und Räuber genannt zu haben?" rief Fouché triumphirend.

„Keineswegs. Ich habe Seine Majestät in meinem Lexikon erwähnt, und zwar zu seiner Ehre. Wollen Excellenz gütigst gestatten, aus meinem dort auf dem Regal stehenden Lexikon den Beweis zu liefern?"

Auf Fouché's bejahende Geberde nahm der Gelehrte das bezeichnete Werk, schlug den Buchstaben „S" auf, fuhr mit dem Finger die Zeilen entlang und wies dann auf eine folgendermaßen gedruckte Zeile:

„Spoliateur (Napoléon)."

Der Blick des Polizeiministers haftete wie gebannt auf der betreffenden Zeile. Aus den Zügen des Marquis sprach unverhohlenes Entsetzen. Doch fand er eher Worte als Fouché und rief, der ihn beherrschenden Stimmung nachgebend, etwas heftig: „Aber, mein Herr, ich begreife Sie nicht! Ahnten Sie denn nicht, daß Sie ein Majestätsverbrechen begingen, indem Sie den Namen des Kaisers hinter dieses unglückselige Wort setzten?"

„Ein Verbrechen, das Ihnen den Kopf kosten wird," rief Fouché. „Was, zum Teufel, konnte Sie veranlassen, den Kaiser einen Plünderer zu nennen?"

„Verzeihen Euer Excellenz, verzeihen Sie, Herr Marquis," antwortete Boiste ruhig, „wenn ich mir gestatte, anderer Meinung zu sein. Was ich that, war rein wissenschaftlich. Ich habe den Namen Seiner Majestät hinter das Wort ‚Spoliateur' gesetzt, weil es der General Bonaparte war, der auf der Tribüne der Abgeordneten sich zum ersten Male des Ausdrucks ‚Spoliateur' bediente; er also führte ihn aus seiner klangvollen korsischen Sprache in die unserige ein. Als Sprachkundiger war ich verpflichtet, den Schöpfer des neuen Wortes anzugeben, und ich wage zu hoffen, daß der Kaiser an meiner Handlungsweise nichts Tadelnswerthes finden wird."

Der Polizeiminister und der Marquis blickten sich erstaunt an. Keiner von Beiden hatte den Versuch gemacht, den Gelehrten zu unterbrechen. Die würdevolle Ruhe, die er zur Schau trug, imponirte ihnen. Endlich sagte der Marquis: „Seien Sie versichert, Herr Doktor, daß ich Seiner Majestät Ihre Handlungsweise so darstellen werde, wie Sie sie erklärt haben, und der Herr Polizeiminister wird gewiß bereit sein, sie zu bestätigen."

Fouché beeilte sich, seine Zustimmung zu geben. „Ich vertraue auf Ihr Ehrenwort, daß Sie dieses Gemach bis auf Weiteres nicht verlassen werden," sagte er zu Boiste. Dann fuhr er mit dem Marquis sofort zu Napoleon.

Die Folge ihrer Berichterstattung beim Kaiser war, daß der Gelehrte noch am selben Tage in Freiheit gesetzt und auf's Neue in seinen Rechten und Pflichten als „Grammatiker Seiner Majestät des Kaisers" bestätigt wurde. Doch war ihm zur Bedingung gemacht worden, in seinem „Panlexikon" den Namen Napoleon hinter dem Wort „Spoliateur" zu beseitigen und den betreffenden Bogen neu drucken zu lassen.

Die beanstandeten Exemplare wurden sämmtlich vernichtet bis auf zwei, von welchen das eine in Wilhelm von Humboldt's Hände gelangte, während das andere der Pariser Bibliothek einverleibt wurde.

Uebrigens hat Boiste nie seine hunderttägige Festungshaft beklagt, sondern pries sie sogar; denn durch sie hatte er das Wesen kennen und lieben gelernt, das ihm bei seinen späteren gelehrten Arbeiten eine treue und anregende Gehilfin wurde und ihm eine traute Häuslichkeit bereitete: Aimée, die Tochter des Schließers Pierre Lachaud, mit der er am 10. Januar 1805 den Bund für's Leben schloß.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Elterntreue bei Vögeln. — Vor einigen Jahren wurde auf der Insel Rügen in der Nähe des Ostseeufers ein Brunnen erbaut. Um den geeigneten Platz zu gewinnen, war es nöthig, von dem Ufer herabhängenden Gesträuche etwas wegzuhauen, wobei die Arbeiter in einem Haselbüschchen ein Goldammernest mit 4 Eiern fanden. Da der Strauch so stand, daß er allenfalls stehen bleiben konnte und die Arbeiter das Nest auch nicht gern zerstören mochten, so ließen sie ihn stehen. Die Angst und Unruhe des Vögelchens, das sein Nest in Waldesstille erbaut und bewohnt hatte und sich nun auf einmal an die freie Luft gesetzt sah, kann man sich leicht vorstellen, zumal drei Arbeiter fortwährend genöthigt waren, ihre Hacken und Schaufeln ganz in der Nähe seines Nestes zu schwingen. Ein Beobachter, dem das ängstliche Böglein leid that, nahm das Nest und setzte es einige Schritte weiter abwärts an einen geeignet scheinenden Platz. Das Thierchen fand nun zwar bald sein Nest wieder, setzte sich auch einen Augenblick darauf, flog aber sogleich wieder davon und begab sich auf den alten, jetzt leeren Platz, wobei es in einem fort ängstlich klagte.

Das Weibchen ließ sich durch nichts bewegen, sein Nestchen wieder in Besitz zu nehmen, sondern es flog immer nur auf dem leeren Platz hin und her. Man ergriff daher in seiner Abwesenheit das Nest und versetzte es rasch auf seinen früheren Platz zurück. Es währte auch nicht lange, so kam es in Begleitung seines Männchens zurück. Dieses flog auf einen oberhalb des Nestes herabhängenden Ast, reckte sich mit langem Halse etwas herab und fing an zu zwitschern, als ob es noch der Aeußerung eines Arbeiters sagen wollte: „Wat wist du denn, dat is jo all in Ornung." Kaum hatte das Weibchen diese beruhigenden Töne vernommen, so flog es wieder zum Neste und verhielt sich von jetzt ab viel ruhiger und flog nur noch selten herunter, obgleich die Arbeiter oft kaum einen Fuß vom Neste entfernt arbeiteten. Doch konnte man dem Thierchen die Angst in den weitgeöffneten, schwarzglänzenden Aeuglein ordentlich ablesen, und um demselben nach Möglichkeit

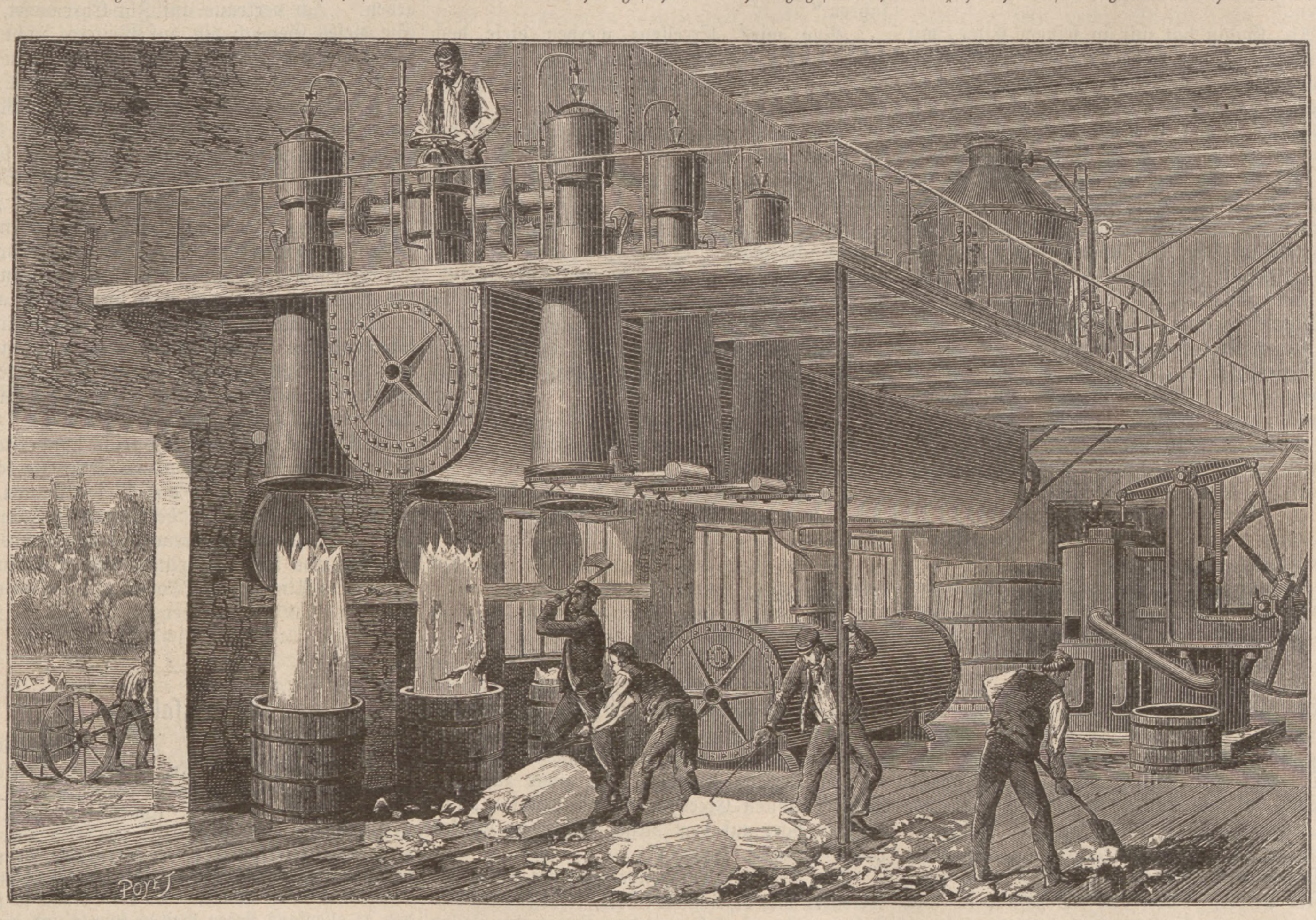
Erleichterung zu verschaffen, bauten die Arbeiter aus Grashalmen einen kleinen Schirm vor das Nest.

Am übernächsten Morgen war ein Junges ausgeschlüpft, und die besorgte Mutter schien sich nun schon mehr an ihre Lage gewöhnt zu haben. Der vierte Tag war ein Sonntag, an dem nicht gearbeitet, und der Vogel also in keiner Weise beunruhigt wurde. Am folgenden Morgen waren zwei Vögelchen ausgeschlüpft. An diesem Tage aber begann für das alte Vögelchen eine neue harte Prüfung. In der Grube war man nämlich auf mehrere große Steine gestoßen, die ohne Sprengung nicht entfernt werden konnten. Dieselben wurden durch drei kanonenschußartige Detonationen zersprengt. Bei jedem Donner verschwand die Vogelmutter aus dem Neste; sobald sich aber der Pulverdampf verzogen hatte, kehrte sie wieder dahin zurück. Die guten Thierchen mochten die Lage für ihre Jungen doch für zu gefahrvoll halten; denn am sechsten Morgen waren alle auf einmal aus dem Neste verschwunden. Wahrscheinlich hatte das Männchen ein anderes Nest zurecht gemacht und die Kleinen mit der Mutter dahin in Sicherheit gebracht. [Hsch.]

Billige Zeiten. — Joh. Mich. Koch theilt uns in seiner „historischen Erzählung von dem berühmten Bergschloß Wartburg" (Eisenach 1710) folgende interessante Notiz mit: Als anno 1490 Burkhardt v. Wolframsdorff Amtshauptmann auf Wartburg war, ist eine sehr wohlfeile Zeit gewesen, maßen sich in einer unter ihm geführten Rechnung gefunden, daß damals ein Pfund Rindfleisch zween Pfennige, ein Pfund Schweinefleisch vier Pfennige und ein Pfund Hammelfleisch drei Pfennige gegolten habe. — Bei einem Convivio, so in herrschaftlichen Verrichtungen angestellt worden, ist nach Bericht gedachter Rechnung aufgegangen:

Vor ein Kalb	5 Groschen	2 Pfennige
Vor ein Stübchen (4 Maß) Landwein	1 „	1 „
Vor 5 Pfund Speck mit Zubehör	3 „	3 „
Summa	9 Groschen	6 Pfennige.

Dementsprechend sind die Gehälter in damaliger Zeit gewesen, daß z. B. der Kaplan der Wartburg eine jährliche Besoldung von 3 Schock 20 Groschen (8 Thaler 8 Groschen) und der Schulmeister am Frauenberg zu Eisenach eine solche von 4 Schock 26 Groschen 6 Pfennige hatte, während der Gerichtsschreiber gar nur 1 Schock 9 Groschen 3 Pfennige jährlich bekam. [G. S.]



Inneres einer Eisfabrik.

Die Eisfabrikation.

(Mit Abbildung.)

Die Fabrikation künstlichen Eises bildet gegenwärtig bereits einen sehr bedeutenden Industriezweig, und unsere Abbildung zeigt das Innere einer solchen Fabrik. Am meisten sind in diesen Etablissements jene Eismaschinen in Gebrauch, deren Prinzip die Verdunstung leicht verdampfender Flüssigkeiten oder Gase bildet. Die ersten praktisch verwendbaren Eismaschinen von Carré benutzten dazu das Ammoniakgas, und das System ist noch jetzt ziemlich allgemein in Gebrauch, jedoch mit verschiedenen Verbesserungen, namentlich deutscher Erfinder. Diese Maschinen werden mit flüssigem Ammoniak betrieben und sind so eingerichtet, daß die Flüssigkeit in dem einen Theile des Apparats verdampft und dabei Kälte hervorbringt, während ihr Dampf in dem anderen Theile durch Abkühlung wieder verdichtet wird, so daß ein beständiger Kreislauf stattfindet. Bei den ebenfalls viel gebrauchten Pictet'schen Eismaschinen gelangt schweflige Säure (Schwefeldioxyd) zur Anwendung, und eine dritte Gruppe bilden die Maschinen, welche gleich der Windhausen'schen Eismaschine auf der Ausdehnung gepreßter Gase beruhen.

Bilder-Räthsel: „Die Maiglöckchen".



Werden die vorhandenen Buchstaben in einer bestimmten, aus dem Bilde sich ergebenden arithmetischen Ordnung gelesen, so nennen sie den Tag, an welchem die Maiglöckchen gepflückt wurden.

Auflösung folgt in Nr. 20.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 18:
Selbstüberwindung ist doppelter Sieg.

Kapsel-Räthsel.

1) Rhabarber, 2) Pelopidas, 3) Salamanca, 4) Idomeneus, 5) Mauritius, 6) Ernestine, 7) Argentina, 8) Bomarsund, 9) Bulgarien, 10) Bucentaur, 11) Pharmazie, 12) Intellekt, 13) Genfersee, 14 Krummstab, 15) Apfelbaum, 16) Guirlande.

In jedem dieser Wörter ist ein anderes Wort eingekapselt; z. B. Ch**eva**lier = Eva; Ri**etsch**l = Etsch. Die Anfangsbuchstaben der richtig gefundenen eingekapselten Wörter ergeben ein Sprichwort.

Auflösung folgt in Nr. 20.

Homonym.

Wenn längst schon Jeder mich verehret,
Dem schwere Last beschieden war,
So hat doch reichlich noch vermehret
Sich meiner Freunde dichte Schaar,

Seitdem mein Schatzkästlein gefunden
Aufnahme in so manchem Haus,
Und Lied und Räthsel ich gebunden
Für Alt wie Jung zu buntem Strauß.

[M. Paul.]

Auflösung folgt in Nr. 20.

Auflösung der Charade in Nr. 18: Ehrgeiz.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung
(M. Schirmer) in Thorn.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.